

## Eine inszenierte Revolte

*Felix Breuer*

Bist du schon einmal absichtlich in den Regen hinausgelaufen, um nass zu werden? Ich wette darauf.

Mein schönstes Erlebnis dieser Art begab sich in dem Sommer als ich 15 war. Es war ein sehr warmer, wenn auch nicht drückend heißer Tag gewesen und so gegen fünf zog ein Sommerregen heran. Es hat nicht gewittert, aber dennoch lag diese knisternde Spannung in der Luft, von der ich von meinem Fenster im vierten Stock aus nicht genug bekommen konnte. Ich bin runter gelaufen, nach draußen, ein Stück die Straße hinunter gerannt um auf meiner Haut zu spüren, wie ich mich durch diese zähe, dickflüssige Luft bewege. Dann hat es endlich angefangen zu regnen. Erst langsam, aber in dicken Tropfen, denen man zusehen konnte sie wie jeder für sich einen großen Fleck Nässe auf dem Gehweg hinterließen. Aber lange ließ der Wolkenbruch nicht auf sich warten, und bald schüttete es wie aus Eimern. Die Tropfen waren warm und gar nicht unangenehm und in kürzester Zeit war ich nass bis auf die Haut. Wie die Regentropfen tausendfach auf meiner Haut trommelten! Was für ein wunderbares Gefühl von Unmittelbarkeit! Wann erlebt man es schonmal körperlich, mit dem Tastsinn, dass die Welt um einen herum existiert, ja, förmlich auf einen einstürmt? Ich wollte mehr davon. Dem Sturm entgegenlaufen. Also habe ich mir hastig Schuhe und Socken ausgezogen und bin barfuß durch die Wasserschicht geplantscht, die sich auf dem Gehweg gebildet hatte. Dann hinaus auf die Fahrbahn, direkt in die Mitte, die Arme ausgebreitet, und das Gesicht zum Himmel gestreckt. Ein Gefühl von Freiheit. Ein Gefühl von Überlegenheit jenen Gestalten gegenüber, die am anderen Ende der Straße mit einem Regenschirm entlang hasteten oder sich in einem Hauseingang unterstellten. Seht her, so lebt man! Sich nicht verstecken! Mittendrin dem Sturm der Elemente trotzen!

Nach ein paar Minuten ist dann doch ein Auto in die Straße ein-

gebogen. Bis das Auto heran war habe ich auf der Straße ausgeharrt, aber dann habe ich die Straße doch geräumt bevor der Fahrer bremsen musste. Nicht nur weil ich einem Konflikt ausweichen wollte, sondern auch weil mich ein Gefühl der Befangenheit überkam, beim Zelebrieren meines Lebensgefühls so nah beobachtet zu werden. Der Regen hatte nachgelassen und mit einem bleibenden Gefühl von Wachheit bin ich nach Hause gegangen, wo ich mich zunächst aus den tiefenden Klamotten geschält und dann genüsslich abgetrocknet habe. Diese Wachheit niemals aufzugeben habe ich mir geschworen. Mich immer in die Welt hinein zu stemmen! Nie zu einem Regenschirmbesitzer zu werden, der sein Leben nur noch administriert, ohne es wirklich zu erleben. Niemals wollte ich mich mit weniger zufrieden geben. Und selbst wenn es mir nicht gelingen würde diese Intensität immer aufrecht zu halten, so wollte ich doch nie dieses Gefühl aus den Augen verlieren, ich wollte der Unmittelbarkeit, in dieser oder anderer Form, nachjagen, versuchen danach zu greifen. Vielleicht scheitern, aber dann doch wenigstens an dem Versuch zu Grunde gehen.

Damals war keine Geste, keine Pose, keine Selbsterklärung für mich zu groß.

Jetzt, an einem Herbstabend 10 Jahre später, sitze ich am Küchentisch und starre in den Regen hinaus. Es ist dunkel draußen. Mir fallen die Scheinwerfer der vielen Autos auf, die sich in einem nicht enden wollenden Stop-and-Go von Ampel zu Ampel schleppen. Nur ein paar vereinzelte Passanten sind unterwegs, die meisten haben Regenschirme. In der Küche ist es hell. Aber genauso wenig, wie das Treiben draußen auf mich düster wirkt, erscheint mir meine Wohnung freundlich. Beides wirkt auf mich nüchtern. Wann ich das letzte Mal absichtlich in den Regen hinausgelaufen bin, kann ich nicht sagen. 10 Jahre ist es nicht her, aber doch schon eine ganze Weile.

Im Regen laufen zu gehen erscheint mir wie genau die richtige Idee, um dem Abend noch etwas Stimmung abzutrotzen. Ich hole meine Laufschuhe aus dem Regal, klaube meine Sporthosen aus der Wäschetruhe - ich kann sie schon noch einmal anziehen - und ziehe mich um. Bevor ich die Wohnung verlasse binde ich mir noch einen

Schal um. Als ich aus der Tür heraustrete schlägt mir das kalte Herbstwetter entgegen. Es ist ganz einfach nass und ungemütlich, aber darauf war ich gefasst. Ich überquere die Straße und laufe in Richtung Kleistpark.

Der Regen trommelt auf meine Kopfhaut und mein Gesicht. Ich zucke nicht davor zurück, aber auch ein euphorisches Gefühl will sich noch nicht einstellen. Es ist gut, dass ich einen Schal mitgenommen habe. Am Amtsgericht angekommen biege ich in den Kleistpark ein. Dabei laufe ich an einem rostigen Fahrradständer vorbei. Er ist halb in einer Pfütze versunken an deren Boden ein paar gelbe Blätter zu sehen sind und in deren Oberfläche, durch die prasselnden Regentropfen verzerrt, sich das gelblich orange Licht der Laternen spiegelt. *Schön*, denke ich.

Ich habe die kreisrunde Grünfläche in der Mitte des Parks erreicht, auf der ich immer meine Runden drehe wie unzählige andere Jogger auch. Mit einer gewissen Genugtuung stelle ich fest, dass sich heute sonst niemand in den Regen hinaus gewagt hat. Der Trampelpfad, den Generationen von Jogger-Füßen ausgetreten haben, hat sich durch den Regen in eine einzige schlammige Pfütze verwandelt. Ich laufe auf dem Gras links und rechts daneben und setze leichtfüßig über den Pfad hinweg, wann immer es ein im Weg stehender Busch oder Baum erforderlich macht. Meine Schuhe sind nach wenig mehr als einer Runde völlig durchnässt, und es stellt sich bei jedem Schritt dieses quatschige Gefühl ein, das entsteht, wenn das Gewicht meines Körpers das Wasser im vollgesogenen Fußbett zu Schaum schlägt. All das macht mir nichts. Ich bin hoch motiviert den Elementen zu trotzen.

Und den Elementen zu trotzen, gelingt mir auch ganz gut. Nach ein paar Runden bin ich warm, die Nässe stört mich nicht, ich genieße die Bewegung im Park bei Nacht und Regen. Besonders ein Baum gefällt mir dessen leuchtend gelbe Blätter dem Wolken verhangenen Himmel entgegenzüngeln. Ich fühle mich wohl. Aber nicht großartig. Der Rausch bleibt aus. Das ganze bleibt eine nette Unternehmung. Kein intensives Erlebnis.

Der Regen prasselt inzwischen so heftig auf den Pfad des spritzt:

er hat sich zu einem regelrechten Wolkenbruch entwickelt. Auch der Wind hat aufgefrischt und peitscht mir den Regen ins Gesicht. Ich heiße ihn willkommen, als meinen Gegenspieler, als etwas gegen das ich mich stemmen kann. Gegen den Wind, der mir den Regen in Wogen entgegentreibt, laufe ich den Pfad entlang. War ich eben schon durchnässt, so bin ich nun klitschnass. Ich spüre die Kälte des Regenwassers auf meiner Haut. Die Bäume biegen sich im Wind, das Holz knarrt und die Blätter rauschen. Direkt gegenüber auf der anderen Seite der Wiese erblicke ich jenen golden lodernden Baum, der mir schon vorhin aufgefallen ist, und plötzlich erfasst mich eine Woge von Übermut und Trotz, von Entschlossenheit und Kampfeslust. Ich schlage einen Haken, weg vom Pfad und laufe mitten über die Wiese direkt auf den lodernden Baum zu. Ich beschleunige meine Schritte, ich sprinte, dass mir die kalte Luft schmerzhaft durch die Lungen pfeift, und da ist es: das Gefühl von Unmittelbarkeit. In ich bin wach, ich bin am Leben, und möchte keinen der Eindrücke, die auf mich einströmen, missen. Ich stürme für einen Zweck quer über den Platz: ich renne um mein Leben.

Und dann komme ich an. Die Wiese ist überquert, aber meine Energie ist noch nicht aufgebraucht. Ich drehe um, laufe quer über die Wiese zurück. Meine Kraft ist immer noch nicht am Ende, aber die Geste ist endgültig verbraucht. Der kurze Moment der Unmittelbarkeit ist vorbei. Ich schwenke wieder auf den gewohnten Pfad ein, laufe im normalen Tempo weiter. Der kurze Moment des Aufbegehrens, ein Strohfeuer.

Meine Glieder und meine Lunge schmerzen. Meine Ohren sind voll von kaltem Regenwasser gelaufen und tun in dem eisigen Wind weh. Meine Geste des Ausbrechens aus ausgetretenen Pfaden kommt mir leer und albern vor. Künstlich. Konstruiert.

Bemüht.

Ein ohrenbetäubender Knall lässt mich vor Schreck zusammenfahren. Ich schaue mich um. Vom Sockel der Bronzestatue eines nackten Mannes der mit einem sich aufbäumen Pferd ringt, steigt eine Rauchwolke auf. Zwei Jungen rennen weg, selbst etwas erschreckt von der unerwarteten Lautstärke ihres Böllers. Ich bin ge-

nervt. Der Schreck sitzt mir noch in den Gliedern. Er hat mich aus den Gedanken herausgerissen, und er passt mir nicht ins Konzept. Ich werfe noch einen Blick über die Schulter. Die Jungen sind verschwunden. Ein bisschen missmutig laufe ich weiter. Mein Laufrhythmus ist so gleichmäßig wie eben, aber ich bin nicht mehr bei der Sache. Ein weiterer Versuch meinem Ausflug die gewünschte Dramatik abzugewinnen erscheint mir abwegig. Ich bin in Gedanken bei den Jungen.

Auf eine Art hat es die beiden aus demselben Grund wie mich in den Kleistpark getrieben. Sensationslust - Erfahrungslust. Der Wunsch dem Abend noch den gewissen Kick zu verleihen. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie ich mich damals bei solchen Aktionen gefühlt habe: Berauscht von dem Plan etwas passieren zu lassen.

Die beiden haben gleichzeitig mehr und weniger bekommen als sie wollten. Es gab einen noch lautereren Knall als sie sich erhofft hatten. Aber passiert ist nichts. Ein Jogger hat sich erschreckt - big deal! Mich haben solche Aktionen immer unbefriedigt zurückgelassen. So wie ich auch jetzt unbefriedigt meine Runden drehe.

Nein, das stimmt nicht. So unzufrieden ich im Nachhinein meist auch war, bin ich dennoch jedes Mal wieder voll von trotzigem Aufbegehren und spielerischem Übermut in die Welt hinaus gestürmt, um etwas passieren zu lassen. Das ist heute anders. Was mich heute hinaus in den Regen getrieben hat, war hauptsächlich Idee und weniger Lust. Ein nüchternes Experiment. Ein bisschen spielerisch vielleicht, aber nicht übermütig. Nicht sehnsüchtig.

Eine inszenierte Revolte gegen die Tatsache, dass ich mich verändert habe.

Erstaunlich wie gelassen ich feststellen kann, dass mich verändert habe. Ich kann diese Feststellung hinnehmen, und sie schmerzt mich nicht. Das dringliche Gefühl jetzt *leben* zu müssen, es ist verschwunden - und ich vermisse es nicht.

Ich biege vom Pfad ab und mache mich auf den Heimweg. Es regnet immer noch, aber der Regen hat nachgelassen. Ich komme wieder an dem Fahrradständer vorbei. Er sieht immer noch schön aus. Eine Postkarte von meiner gescheiterten Revolte. Aber dafür

eine wirklich hübsche.

Als ich in den Hausflur eintrete kommt Mark gerade die Treppe herunter. Er hebt die Augenbrauen. "Warst du in *dem* Regen laufen", fragt er Teils belustigt, Teils beeindruckt. Das hätte er mir nicht zuge-  
traut. "Ja," sage ich und grinse, "ich meine, die Gelegenheit mir cool vorzukommen, während ich durch *den* Regen laufe, konnte ich mir nicht entgehen lassen." Aber trotz aller Ironie komme ich mir so, wie ich tiefend neben ihm stehe und mir das Wasser von der Nase tropft während ich meinen Briefkasten leere, schon reichlich verwegen vor.

Ich steige die Treppen und friere ein bisschen, aber meine Muskeln fühlen sich warm an. Oben angekommen dusche ich genüsslich und eine gute Stunde nachdem ich los gelaufen bin, sitze ich wieder hier am Küchentisch und starre hinaus. Eine wohlige Wärme durchströmt meine Glieder, aber meine Ohren schmerzen noch von Wind und Regen.

Die beiden mit dem Böller haben mich an einen kleinen Jungen erinnert, den ich letzten Sommer auf einem Spielplatz beobachtet habe. Er war mit seinen Eltern da, und als es beschlossene Sache war, dass die drei sich auf den Heimweg machen würden, stürmte er gleich los in Richtung Zaun, nicht bereit sich von solch einem unwesentlichen Hindernis zu einem Umweg nötigen zu lassen, und begeistert davon seine Fähigkeiten an einer echten Schwierigkeit messen zu können, denn der Zaun war hoch, bestimmt anderthalb Meter, und er stand ja "wirklich" im Weg. Während seine Eltern also Richtung Ausgang schlenderten kletterte er in Windeseile den Zaun hoch. Oben angekommen wandte er sich seinen Eltern zu und rief eifrig: "Guckt mal! Guckt mal!" Aber die Eltern, ins Gespräch vertieft, beachteten ihn nicht. Er rief noch ein paar mal, aber irgendwann gab er dann klein bei, kletterte ungewürdigt auf der Außenseite hinunter und rannte, um wenigstens noch mit gespielter Gelassenheit seine Eltern am Ausgang in Empfang nehmen zu können.

Diese Begeisterung von der eigenen Fähigkeit. Diese Machtlosigkeit wirklich etwas passieren zu lassen.

Ich habe nicht mehr das Bedürfnis über Zäune zu klettern. Der Drang dazu ist verschwunden. Dennoch kann ich den kleinen Jun-

gen nur zu gut verstehen. Ich fühle mich ihm verbunden. Zwar hätte ich ihm gleich sagen können, dass er unbefriedigt von diesem Zaun wieder herunterklettern würde, aber ich hätte ihn um nichts in der Welt davon abhalten mögen. Denn mir ist unmittelbar gegenwärtig wie er sich fühlt.

Wie fühle ich mich jetzt? Weiser bin ich geworden, weniger vernarrt in große Gesten. Aber ich bin auch noch genauso ratlos wie früher. Genauso ratlos wie der Junge auf dem Zaun.

Genaugenommen war mir noch nie so unmittelbar gegenwärtig wie viel weniger Antworten ich habe als vor zehn Jahren. Und in diesem Moment schleicht sich ein leichtes Schmunzeln auf meine Lippen.